

17. III. 1916.

Er hat sich bemüht, dieses Defizit besonders schwarz zu malen. Man hatte für einige Minuten die Empfindung, nicht den deutschen Reichsschatzsekretär zu hören, sondern den englischen Schatzkanzler, der das deutsche Budget kritisiert. Zunächst hielt er die Summe von 500 Millionen Mark für enorm hoch und erhöhte ihre Bedeutung noch dadurch, daß er erklärte, daß 500 Millionen Mark die Zinsen von 10 Milliarden Mark repräsentieren. Das ist eine unbestreitbare Tatsache, aber ebenso unbestreitbar ist die andere Tatsache, daß 500 Millionen Mark, auf Anleihe entnommen, in Zukunft nur rund 25 Millionen Mark jährlich Etatsbelastung bedeuten. Aber weiter versuchte der Reichsschatzsekretär, das Loch im Etat mit Gewalt zu vergrößern. Einmal, indem er erklärte, formale Balancierung des Etats sei noch keine faktische. Der faktische Fehlbetrag würde vermutlich viel größer sein, weil die Einnahmeposten aller Wahrscheinlichkeit nach sich als nicht zutreffend angesehen erweisen würden. Als Ausgleich für diese erweiterten Ausfälle in der Zukunft bezeichnete er die Vorwegnahme eines Teils der Kriegsgewinnbesteuerung. Als dritten Weg, das Defizit als besonders schwer hinzustellen, benutzte der Reichsschatzsekretär die Methode, daß er 480 Millionen Mark als das Defizit des „rein bürgerlichen“ Haushaltsetats ohne Heeresausgaben darstellte. Es ist allerdings richtig, daß in dem Etat Heeresausgaben nicht enthalten sind. Aber auf der anderen Seite ist doch die Verzinsung der Milliardenschuld im Etat enthalten. Und der größte Teil dieser Schuld ist für Heereszwecke ausgegeben.

Nachdem der Reichsschatzsekretär auf diese Weise den Reichstag förmlich vor der Größe des Etatsverlustes hatte erschauern lassen, fügte er dann als Haupttrumpf die Auffassung hinzu, daß die Erhaltung der gesicherten Grundlagen der deutschen Reichsfinanzen ohne neue Steuern in Frage gestellt sei, und er erklärte ausdrücklich, daß man dem Volke nicht zumuten könne, Milliardenbeträge auf die Anleihen zu zeichnen, wenn man die Verzinsung der Anleihen nicht sicherstelle. Wird im Ernst jemand außer dem böswilligen Ausland oder dem deutschen Reichsschatzsekretär an den gesicherten Grundlagen der deutschen Reichsfinanzen oder daran zweifeln, daß das Deutsche Reich in der Lage ist, seine Anleihen zu verzinsen, wenn wir ein Jahr lang ein Defizit ungedeckt lassen? Diese Ausführungen des Reichsschatzsekretärs waren recht unvorsichtig. Denn wenn nun der Reichstag entgegen der Auffassung des Reichsschatzsekretärs dazu kommt, die Steuern abzulehnen, welche Wirkungen soll das dann hinterher auf das Ausland haben, das sich auf die Rede des deutschen Reichsschatzsekretärs berufen kann? Man soll nicht zuviel beweisen wollen, und Herr Helfferich hat in dem berechtigten Bestreben, seine Steuern durchzubringen, hie und da mehr beweisen wollen als er beweisen kann, und als zu beweisen uns gut dünkt. Man kann, wie wir neulich schon ausführten, über die Frage, ob jetzt neue Steuern erhoben werden sollen, durchaus verschiedener Auffassung sein. Wir respektieren die Auffassung des Reichsschatzsekretärs, aber wir können ihm nicht das Vorrecht einräumen, anderen Auffassungen die gleiche Achtung zu versagen. Der deutsche Reichstag wird sich der Pflicht nicht entziehen können, die einzelnen Steuern genau zu prüfen, und er braucht durchaus nicht des Glaubens zu sein, daß er bei Ablehnung der Steuern das Ansehen der deutschen Reichsfinanzen irgendwie schädigt.

Der Schatzsekretär hat im Laufe seiner Rede auch gegen die hier vertretene Auffassung polemisiert, daß seine Steuermethoden nicht besonders originell seien. Er entgegnete, daß

er bei der augenblicklichen Lage der Reichsfinanzen mehr auf Geld als auf Originalität gesehen habe. Das ist eine sehr hübsche Prägung. Aber wir können uns doch nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß alle Vorgänger des jetzigen Reichsschatzsekretärs immer auf Geld gesehen haben, und daß es ihnen auch stets gelungen ist, Geld in den Reichssäckel zu schaffen. Wir waren nur unbescheiden genug, anzunehmen, daß ein Mann vom Rufe und von den Gaben des neuen Reichsschatzsekretärs mehr kann, als seine Vorgänger, nämlich Geld auf etwas originellere Weise beschaffen. Er hat nichts weiter getan, als alte Steuern erhöht und früher abgelehnte Steuern noch einmal eingebracht. Das ist sicher, wie er selbst zugeben wird, nicht originell. Das ist nicht einmal — Kühn!

## Kronprinz Alexander in Rom.

Drahtmeldung der „Vossischen Zeitung“.

\* Lugano, 16. März.

Mittwoch abend traf der serbische Kronprinz Alexander mit Gefolge aus Korfu in Brindisi ein. Am Donnerstag kam er nach Rom, wo er auf dem Bahnhof vom Flügeladjutanten des Königs und von Ministern empfangen wurde. Eine Grenadierkompagnie leistete die Ehrenbezeugungen. Im Quirinal erwarteten ihn die Königin Elena und der Reichsverweser Herzog von Genua. Paschitsch, der wie berichtet, schon einige Tage in Rom weilte, hatte am Mittwoch Unterredungen mit Salandra, Sonnino und dem Marineminister Corfi, bei dem er sich für die Hilfe der italienischen Flotte beim Abtransport der serbischen Soldaten bedankte. Die „Tribuna“ erklärt, das Ergebnis der Besprechungen zwischen Paschitsch und den italienischen Ministern sei „überaus befriedigend“, Paschitsch habe sich von der „herzlichen Aufrichtigkeit“ der italienischen Gefühle für Serbien überzeugen können. Der serbische Staatssekretär Jowanowitsch, der mit Paschitsch reist, sagte einem Mitarbeiter der „Tribuna“, daß zwischen Serbien und Italien keine Nebenbuhlerschaft bestehe, es könnte ganz leicht eine Verständigung in der Adriafrage erfolgen, da Serbien den Italienern die unbedingte Führerschaft an der Adria nicht streitig mache. (Vor Tisch las man es anders; Herr Jowanowitsch springt etwas lähn mit der Wahrheit um.) Es liegt auch im Interesse Italiens, sagt Jowanowitsch weiter, mit Serbien gesicherte wirtschaftliche Beziehungen zu pflegen, dann würden die Mißverständnisse verschwinden. Die Hauptsache aber sei die Erringung des gemeinsamen Sieges. (Sehr richtig!)

## Uormarich der chinesischen Regierungstruppen.

Die Berliner Chinesische Gesandtschaft hat folgende Depesche aus Peking vom 13. März erhalten: Nach einer Meldung aus der Provinz Szechuan wurde die Stadt Nanchishin am 9. d. M. zurückeroberet, die Aufständischen flohen südwärts nach Changning. Gleichzeitig kämpften General Liutshenheos Truppen erfolgreich bei Tatuksu (in derselben Provinz) und erbeuteten große Mengen Kriegsmaterial. Die Rebellen sind von beiden Ufern des Oberlaufes des Min und aus dem Hauptteil der Provinz vertrieben. Aus der Provinz Sunan werden Erfolge der Regierungstruppen an zwei Stellen in der Nähe von Bulong am 8. und 9. gemeldet. Die Truppen setzen ihren Vormarsch gegen die Provinz Anichiam fort.

## Mechtild Liebnowsky im Lessing-Theater.

„Ein Spiel vom Tod“ — Erstaufführung.

Die Dichtung der Fürstin Liebnowsky, der Frau unseres letzten Botschafters in London, hatte ein merkwürdig zusammengesetztes Publikum ins Theater gezogen, älteste Adelsgeschlechter und das jüngste Dichtergeschlecht, das im Verlage Kurt Wolff erscheint. Die Vorstellung dauerte nicht bis 10 $\frac{1}{4}$ , wie der Zettel verkündet hatte, sondern bis nahezu halb zwölf Uhr nachts, und man war am Ende eigentlich erstaunt, daß es nicht schon viel später war... Selten hatte man im Theater so sehr das Gefühl der Jugendhaftigkeit, die ausharrt und zuletzt belohnt wird. Das „Spiel vom Tod“ ist vielleicht eine Dichtung, ganz gewiß aber keine dramatische. Auch das sagte der Zettel falsch aus. Die Verfasserin trägt ihre zuweilen klaren, zuweilen dichterischen Einfälle mit der unbeirrten Selbstsicherheit der vornehmen Frau vor. Ihr Werk ist ohne Konzentration, aber es ist von dem unverbrüchlichen Ernst getragen, der gerade dem vornehmen Dilettanten zuweilen eignet. Da es kein Bühnenwerk ist, muß man sich morgen das Buch genauer ansehen. Aber ist es denn die Aufgabe des Theaters, mit einem ziemlich umständlichen und kostspieligen Apparat auf ein Buch hinzuweisen? Den sinnfälligsten und echten Erfolg hatte gestern der Maler Erich Klossowsky, der die suggestivsten Bühnenbilder schuf, die man seit Jahren in Berlin gesehen hat. Eine Szene, das Bild einer nächtlichen, schlafenden Stadt, in einer merkwürdigen grau-grünen Beleuchtung, wurde mit Applaus begrüßt. Die schöne Aufführung war von Barrowsky inszeniert. Die Fürstin wurde von bereitwilligen Enthusiasten oft gerufen und verneigte sich, angenehm linksch, auch in diesem Augenblick von gewinnender Bühnenfremdheit. St. Gr.

„Beethoven und Bismarck“, das war das Thema, über das Professor Dr. Richard Sternfeld Mittwoch im Saal Bechstein sprach. Er sprach im Rahmen einer Veranstaltung, die zum Besten der Berliner Arbeitskolonie (unter dem Protektorat des Prinzen Eitel-Friedrich) stattfand. Bevor Sternfeld mit seinen Ausführungen begann, spielte Edwin Fischer mit der Kraft und dem Ungeflüm, die ihm eigen sind, im ganzen sehr eindrucksvoll die „Sonata Appassionata“. Als sich der lebhafteste Beifall gelegt hatte, betrat Sternfeld das Podium; indem er an die eben veräußerten Klänge anknüpfte, nannte er die Sonate „Appassionata“ die „Dis-